

Abend-



Zeitung.

Dreiuunddreißigster Jahrgang.

12.

Donnerstag, am 22. März 1849.

Die römische Republik.

Wenn wir von einer glücklichen Revolution hören, so fahren wir nicht mehr freudig auf, wie ehemals. Wir haben so oft Triumph! gerufen bei der Kunde von siegreichen Volkserhebungen, und haben ebenso oft nichts gewonnen, als den Schmerz über edles, fruchtlos vergossenes Märtyrerblut. Wenn das Jubelgeschrei der Kämpfer von den erstürmten Palästen herab erschallt, so taucht alsbald in unserer Seele die Erinnerung auf an alle die schönen Siege, welche auf den Gräbern der Sieger schon verschleudert oder verrathen worden sind. Da verkaufte das kurzschichtige, gläubige Volk die ganze Beute um den Land eines ehrenvollen Leichenbegängnisses an die Ueberwundenen, und als der gedemüthigte Feind mit höhnischer Trauer hinter dem Sarge der Gefallenen hergegangen war, tanzte er frohlockend auf dem frischen Grabe. Dort erwachte im Lager des siegreichen Volkes die Furcht vor den Entbehrungen auf dem Gang nach dem gelobten Lande, und die Sehnsucht nach den Fleischböpfen der Sklaverei lieferte die zutraulichen Kampfgenossen in die Hände der Despoten durch schändlichen Verrath zurück.

Unser Herz ist verschlossen für die siegesberauschte Hoffnung; um jeden Siegeslorbeer, um jeden Freiheitsbaum schlingt sich alsbald der giftige Verrath empor, und aus der Saat des treu vergossenen Blutes ist nichts aufgegangen, als der Racheschrei gegen die Treulosigkeit. Wenn wir die sterbende Schaar der Kämpfer den überlebenden Brüdern den eroberten Schatz der Freiheit übergeben sehen, so glauben wir am Todesbette eines emsigen Vaters zu stehen, der das sauer erworbene Gut einem blödsinnigen Verschwender hinterläßt; und hinter jedem Führer wittern wir den Usurpator oder den Ueberläufer. Die Erfahrungen alle von Paris und Berlin, von Wien und Turin, von Polen und Ungarn haben der Periode die Bestimmung aufgedrückt, nur die Vorstufe der Befreiung zu sein, in Mißtrauen und Haß die Saat der künftigen Empörung in die Herzen der Betrogenen niederzulegen.

Zweifaches Siegesgeschrei tönt aus Italien herüber, und kein Glückwunsch antwortet aus dem Herzen des verdüsterten Europas. Aber während wir uns umschauen, woher der neue Verrath kommen werde, klopft noch ein Mal schüchtern die Hoffnung bei uns an. Beginnt die Freiheit von Neuem ihre Siegesbahn dort von wo sie zum

ersten Mal ausgegangen? Ist der Kreislauf der Unglückstage vollendet, und giebt Italien zum zweiten Mal das Signal? Die Thronbesteigung Pius IX. war der erste schwache Lichtstreif, welcher den großen blutigen Aufgang der Freiheitssonne über Europa ankündigte. In seiner kurzen Regierung malte sich das Bild der ganzen Entwicklungsphase, welche seitdem alle Völker durchgemacht haben. Dort sah man den ersten vergeblichen Versuch einer Verschmelzung des Alten mit dem Neuen. Der Statthalter Gottes, der unfehlbare Selbstherrscher im Reiche des Geistes ließ sich herab zu einem Vergleich mit dem unabhängigen Geiste der Zeit. Das war die erste unhaltbare Verbindung der starren Autorität mit dem Zweifel des Gedankens. Aber so leicht die Willkür, so wenig kann die Vernunft einen Vergleich mit ihrem Gegensätze abschließen. Die Lüge kann sich mit der Hälfte dessen begnügen, was sie befaßt, die Wahrheit hat untheilbare Rechte. Wie in den Lehrgebäuden der Vernunft der letzte Satz aus dem ersten fließt, so ist er von ihm untrennbar in der Praxis. Die Erkenntniß wird von jeder Stufe zur andern hingedrängt, der Wahrheitsseifer ist ungeduldig und unduldsam. Es giebt keine halbe Wahrheit. Pius mußte das alsbald erfahren. Daß die unfehlbare Macht der Kirche sich mit dem kritischen Menschenverstande eingelassen hatte, war eine Nothwendigkeit der Zeit, war aber auch zugleich der Anfang und das Ende ihres Unterganges. Dem Recht des menschlichen Geistes einen Fußbreit jenseits der Burg einräumen, war so viel, als ihm das ganze Reich des heiligen Petrus preisgeben. Als der moderne Papst dies gewahr wurde, blieb ihm nichts übrig, als den Weg aller Vermittlungsgläubigen anzutreten, nemlich den Rückweg in die alte Starrheit. Der Papst rief sein göttliches Recht wieder an, der Streit nahm seine natürliche Ordnung, die beiden unvermittelten Gegensätze geriethen in den entscheidenden Kampf. Denselben Prozeß haben seitdem alle revolutionirten Länder Europas begonnen. Ueberall der schwache Versuch der Vermittelung streitender Prinzipien und im Verlaufe desselben der Rückzug der Vermittler auf das reaktionäre Extrem. Aber während in Europa der Kampf der streng gesonderten Parteien

sich erst wieder langsam vorbereitet, ist er in Rom zu Ende gediehen. Das Papstthum ist gefallen, und die Republik thront auf dem Vatikan. Rom, welches zum ersten Male das Spiegelbild der Weltrevolution war, ist seiner Rolle treu geblieben. Alle halben Zustände werden wieder in ihre wahren Gegensätze auseinandergehen, und im Kampf der letzteren wird der Geist siegen, den die Jahrhunderte nicht groß gezogen haben, damit er von der Dummheit und Gewalt erdrückt werde. Die Zeit des voreiligen Frohlockens ist vorüber; aber die römische Republik können wir ruhig einschreiben in das Buch der demokratischen Entwicklung. Welcher Verrath immer drohe: wenn auch die Republik, der Geist, der die Republik gemacht hat, kann nicht verrathen werden. Die Entthronung des Papstes hat das Recht, als der wahre Tagesanbruch einer Siegesperiode der Freiheit begrüßt zu werden. Wenn von Rom aus die Revolution zum zweiten Male beginnt, so vergesse man nicht, daß die ewige Stadt ihr natürlicher Ausgangspunkt ist. Dort saß der blinde Glaube, von dem sich die Könige ihr Recht bescheinigen ließen. In Rom mußte die Gewalt von „Gottes Gnaden“ bei der Wurzel angegriffen werden. Das tausendjährige Reich der kirchlichen Herrschaft ist gebrochen, und nun erst kann das tausendjährige Reich der menschlichen Freiheit beginnen.

Die Könige, welche sich von Gottes Gnaden schreiben, wissen wohl, daß in dem Glauben an das Hohepriestertum die Macht der weltlichen Unterdrücker wurzelt. Der Geist der Zeit hat seine Art an die Wurzel des Mittelalters gelegt und hat einen Stamm gefällt, der nicht mehr aufzucichten ist. Die Souveränität des Volkes wird ihren Weg gehen. In Rom, am Sitz ihrer tausendjährigen Macht ist die unbeschränkte Monarchie über den menschlichen Verstand gestürzt; aber nicht in Rom allein: in der ganzen Welt. Denn die Kunde von jenem Sturze geht durch die Welt, und kein Laut des Erstaunens empfängt sie. Der Papst steigt vom Vatikan, und die Völker Europas sehen ruhig, theilnahmslos, gelassen zu. In Rom zwar sagt man, nur die weltliche Macht des Papstes sei gebrochen; wir aber sagen das Gegentheil. Die weltliche Macht ist vielleicht nicht auf immer gebrochen, hinter der Republik

lauert vielleicht noch die Contrerevolution; aber die geistliche Macht, einmal todt, kann nicht wieder erstehen. Die Entthronung des Papstes ist ein Angriff auf seine Autorität überhaupt. Die geistige Macht ist die absolute Gewalt über die Menschheit; wer der Herrscher ist über das Ewige, ist es um so mehr über das Zeitliche; ihm ist Alles untergeordnet. Wenn die Römer sich zum Richter über den Papst aufwerfen und sagen: Das gehört dir und das gehört dir nicht, so haben sie ihm Alles genommen; denn seine Unfehlbarkeit ist zu Ende. Die weltliche Republik in Rom mag wieder fallen, die geistige Republik ist über die Welt proklamirt: durch das Siegesgeschrei in Rom und durch das Stillschweigen in der Welt. (N. 3.)

Die Noth der Klöppler im sächsischen Erzgebirge.

Reliquie von Robert Blum.*

„Die Noth lehrt beten,“ sagt ein altes Sprichwort, dessen tiefe Wahrheit wohl Jeder an sich selbst schon erfahren hat. Allein die Noth lehrt nicht bloß beten, sie lehrt auch manches Andere, was dem Menschen nützlich und gut ist, wenn er nicht mit der überstandenen Noth auch ihre Lehren leichtfertig vergißt. Ob wir selbst Noth leiden, oder Andere leiden sehen, so fesselt uns die Noth jedenfalls an Personen und Dinge, denen wir sonst unser Interesse kaum zugewandt hätten und so bereichert sie unsere Kenntniß. Die Noth spricht gewaltiger als es die Lehren der Moral und des Christenthums vermögen zu unserm Herzen, lehrt uns eindringlich, daß der Duldende und Darbende unser Bruder ist, zu gleichen Ansprüchen von der Natur berechtigt wie wir, und mahnt uns, mit ihm zu theilen, seine Noth zu mildern; so veredelt sie unser Herz. Die Noth, besonders wenn sie in so großem Umfange auftritt wie gegen-

wärtig, lehrt uns nachdenken über den Zustand der menschlichen Gesellschaft, die — was sich auch derjenige sagen muß, der sonst alles vortrefflich zu finden sich gewöhnt hat, wie's eben ist — nicht so organisirt ist, wie sie sein sollte und könnte, und wir beschäftigen uns mit den Mitteln, eine andere bessere Gestaltung zu finden und dem Uebel nicht bloß für den Augenblick, sondern auf die Dauer abzuheben; so schärft sie unsern Verstand und giebt seiner Thätigkeit eine Richtung, die der Menschheit zum Segen gereichen muß, wenn wir dieser Richtung treu bleiben und nach unsern Kräften und Mitteln Hand anlegen an die Verbesserung.

Unter der Noth, die gegenwärtig auf einem großen Theile von Europa lastet, seufzt das sonst „gesegnet“ genannte Sachsen mit am schwersten. Das Land erzeugt im Allgemeinen nicht, was es braucht, erfordert vielmehr alljährlich die Einfuhr von mehr als einer Million Scheffel Getreide. Der Mißwachs der letzten Jahre mußte daher die Theuerung, die damit zusammenhängt, nothwendig höher steigern, als in den Ländern, die Ueberfluß erzeugen. Diese Theuerung aber traf am schwersten diejenigen Provinzen, die nach ihrem rauhen Klima und der Schroffheit und Unfruchtbarkeit ihres gebirgigen Bodens ihre Nahrungsmittel am wenigsten selbst erbauen können, das Voigtland und das Erzgebirge. Eine reiche Fabrikthätigkeit, reicher und mannichfaltiger, als vielleicht irgend wo im deutschen Vaterlande, hat allerdings in jenen Landstrichen vielfache Erwerbsquellen eröffnet und die Mittel geschaffen, das zu kaufen, was der Boden nicht gewährt; allein sie hat auch die großen Uebel im Gefolge gehabt, welche sich an die Fabrikthätigkeit überhaupt knüpfen: der Zusammenfluß unverhältnißmäßig großer Bevölkerungen, Untergang des selbstständigen Mittelstandes, ein schreiendes Mißverhältniß zwischen Arbeit und Lohn und alle Leiden des Proletariats, die das Leben der Gegenwart dem Menschenfreunde so sehr trüb und traurig machen. Ein Weber oder Strumpfwirker — und Sachsen besitzt deren viele Tausende, ganze Landstriche sind nur mit denselben bevölkert — verdient z. B. in jetziger Zeit bei dem angestrengtesten Fleiße und wenn er vollauf Arbeit

* Aus dem Jahre 1847.

hat, 25 Ngr. bis 1 Thlr. wöchentlich, in der Lausitz sogar nur 10 bis 12 Ngr. wöchentlich; hat er aber Familie — und grade diese beiden Geschäftszweige sind meistens überreich damit gesegnet — so braucht er für den allerkümmerlichsten Lebensunterhalt, für eine Nahrung, die bloß aus Brot und Kartoffeln besteht, täglich 9 Ngr., folglich die Woche 2 Thlr. 3 Ngr. und muß demnach nothwendig über die Hälfte der Zeit mit den Seinen hungern.

Doch es ist unmöglich, ein großes Gemälde des ganzen Nothstandes hier aufzurollen. Stellen wir daher lieber ein kleines Bildchen auf, welches vollständiger sein kann und mehr Uebersicht, mehr Vollständigkeit gewährt. Unter allen Nothleidenden Sachsens sind die Bewohner des Erzgebirges vom größten Elend heimgesucht, und unter ihnen leiden wieder die Spizenklöppler am meisten. Nehmen wir also die großen Industriedörfer Rittersgrün, Großpöhla und Breitenbrunn und ihre Umgebungen als Mittelpunkt unserer Schilderung und suchen in diesem engen Rahmen das Volk mit seinen kleinen Freuden und großen Leiden dem Leser darzustellen.

Das Erzgebirge ist der Hauptsitz des sächsischen Fabrikbetriebs, in den Niederungen knarren Tausende von Web- und Wirkstühlen und stundenlange Dörfer kann man durchwandern, wo an jedem Fenster diese leichte Maschine in Bewegung ist. Im höhern Gebirge nährt der Bergbau noch eine große Bevölkerung; allein die geringe Ausbeute, verbunden mit der Ueberfülle von arbeitssuchenden Händen, hat es dahin gebracht, daß er den Seinen nur das kümmerlichste Dasein gewährt. Die Spinnerei ist gewissermaßen nur versuchsweise eingeführt worden und kränkelt an der allgemeinen Verkümmern, die auf diesem Industriezweige in Deutschland lastet. Die Fabrication von Holz- und Spielwaaren hat sich theils überlebt, theils ist sie gegen eine begünstigtere Konkurrenz zurückgeblieben und von ihr erdrückt worden. Band- und Posamentirwaaren gehen noch ziemlich und werden als blühend geschildert, allein auch ihre Blüthe welkt und dieser Industriezweig beschäftigt im engen Raume um Annaberg herum nur verhältnißmäßig wenig Hände. Das Spizenklöppeln endlich, einst der

Stolz Sachsens und eine der ergiebigsten Nahrungsquellen für die Bewohner des rauhesten und unfruchtbarsten Theiles des Erzgebirges, liegt ganz darnieder, und die kunstfertigen und fleißigen Bewohner, die sich davon nährten, schwächen im tiefsten Elend. Die genannten Dörfer aber sind meistens von Spizenklöpplern bewohnt, und es giebt fast keine andere Arbeit dort. Zwar beschäftigen die benachbarten Hammerwerke eine Anzahl Männer, allein ihr Loos ist nicht besser als das der Klöppler. So ein Hohöfner oder Hammerschmied, wie sie heißen, verdient wöchentlich 1 Thaler, wofür er abwechselnd Tag und Nacht arbeiten muß, denn die Werke stehen niemals still, außer Sonntags; seine Arbeit ist sehr schwer und seine Hände sind inwendig mit einer dicken Hornrinde bedeckt, welche dieselben ganz steif macht. Als Knabe von 10 bis 12 Jahren beginnt er gewöhnlich diesen traurigen Lebensberuf und jegliche Bildung und Erziehung hat dann ein Ende, wenn sie überhaupt jemals begonnen hat. Pastor Wild's Ausspruch:

Wir war'n wies' Vieh so roh gezug'n,
Wir lerne Vogelstall'n und Fluch'n! *

ist nur allzuwahr. Im Alter wird der Hammerschmied gewöhnlich ein Bettler, der durch seinen Lebensberuf ganz taub, oft blind, wenigstens im höchsten Grade blödsichtig geworden ist, von Werk zu Werk zieht, so lange seine armen Genossen ihm ein Almosen reichen und dann — verschwindet, ohne daß man weiß wohin; es ist sprichwörtlich im Gebirge, zu sagen: er ist weggekommen, wie ein alter Hammerschmied. Noch kümmerlicher ernähren sich die Waldarbeiter, die zwar eben so viel verdienen, aber 5 bis 6 Wintermonate ganz feiern müssen. Daher greifen die Männer häufig auch zum Klöppeln, wenn auch ihrer rauhen Hand diese feine Arbeit nur selten gelingt und sie wenigstens die bessern und theuern Spizen niemals liefern können. Meistens verrichten aber die Männer die sogenannte Hausarbeit, sie heizen, kochen, waschen und segnen und lassen Frau und Kinder für den Broterwerb sorgen; sollen die Spizen gut werden, so muß die

* Wir werden wie's Vieh so roh gezogen,
Wir lernen Vogelstellen und Fluchen.

Hand „unverdorben“, d. h. weich, geschmeidig, zart und rein bleiben. Sind alle diese Bedingungen vorhanden, so kann eine gute Klöpplerin in guten Zeiten täglich 4 bis 5 Ngr. verdienen, wenn sie vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein gearbeitet. In der letzten schweren, theuren Zeit aber war der Verdienst so herabgekommen, daß die geschickteste Klöpplerin mit dem angestrengtesten Fleiße kaum 1 — 2 Ngr. verdienen konnte. Und Hunderte von Händen hatten auch das nicht, hatten keine Arbeit!

O Ihr Damen der haute volée, ihr glücklichen Bewohnerinnen großer Städte, wenn Ihr Euch mit dem kostbaren Handgewebe schmücket, werft auch einen Blick auf jenes namenlose Elend, unter welchem dasselbe erzeugt wurde. Wenn Euer schönes, in der Fülle der Gesundheit funkelndes Auge wohlgefällig auf den zart verschlungenen Fäden ruht, dann erinnert Euch an das Auge der armen Klöpplerin, das von übermäßiger Arbeit blöde mit unendlichem Schmerz auf der Arbeit geruht hat; wie es gefüllt mit Thränen, die der Hunger und die Noth ihm entlockte, jede Masche zählte und die Sehnsucht nach Vollendung der fleißigen Hand weit vorauseilte! Wenn Euch die Bewunderung huldigend umschwärmt im kerzenhellen Ball- und Gesellschaftssaale, dann gedenket des harten Strohlagers, auf welchem die Klöpplerin ihren frühwachen Körper umherwälzt, vergebens Ruhe für die wenigen ihr gegönnten Nachtstunden suchend.

Betrachten wir uns das Leben der klöppelnden Bevölkerung des sächsischen Erzgebirges nun einmal genauer: Die genannten Dörfer liegen, wie bereits gesagt, im schroffsten und unfruchtbarsten Theile des Erzgebirges; Breitenbrunn, in einem wilden Thale beginnend, wo der Ortbach in das Schwarzwasser fällt, und einen hohen Berg hinansteigend, dessen Rücken mit einem finstern Walde bedeckt ist; die Kirche steht oben auf dem Berge. Die mehr als 2000 Bewohner des Dorfes nähren sich fast ausschließlich vom Klöppeln, denn die wenigen Waldarbeiter, Fuhrleute und Handwerker, die dort leben, sind kaum in Betracht zu ziehen. Rittersgrün, ebenfalls in einem Thale, wo sich verschiedene wilde Bäche zur Bildung des Flüsschens Böhla vereinigen, ist noch

volkreicher; es zählt über 3000 Einwohner und ist fast eine Stunde lang; die Einwohner trieben früher besonders Handel mit Holz, welches sie auf mitunter nicht sehr loyale Weise von den Förstern der rings das Dorf umziehenden böhmischen Wälder erwarben; allein die Waldungen sind gelichtet und die Besitzer derselben, die zu spät auf den für Käufer und Verkäufer (die Forstbeamten) gleich einträglichen Handel aufmerksam wurden, benutzen den Rest wenigstens selbst. Dadurch fehlt den Bewohnern von Rittersgrün sowohl eine Erwerbquelle, als Arbeit, die sie sonst in den Wäldern fanden. Hervorgehoben verdient noch zu werden, daß hier und in den benachbarten böhmischen Dörfern U b e r d a m und B ö r n i c h e n ein Gewerbe besteht, welches die Thierquälereivereine mit Entsetzen erfüllen muß: der Fang und die Abrichtung der Simpel (Dompsaffen), die in den benachbarten Wäldern schaarenweise und zwar meist so nisten, daß sie nur mit Lebensgefahr geholt werden können. Die Thierquälereivereine werden hoffentlich dieses Gewerbe nicht fördern; sie haben ja eine natürliche Abneigung gegen hungernde Menschen, die sie in ihren edeln Bestrebungen irre machen könnten. Und hungernde Menschen giebt es in Rittersgrün genug. Etwas weiter abwärts im Thale der dem Schwarzwasser schäumend und brausend zuellenden Böhle liegen die Dörfer Groß- und Kleinpöhla mit 17 bis 1800 Einwohnern, von denen zwei Hammerwerke nur einen kleinen Theil ernähren, und wo demnach die Mehrzahl ebenfalls klöppelt. Die Häuser dieser Dörfer bieten dem Blicke ein buntes regelloses Durcheinander, Breitenbrunn und Rittersgrün dagegen strecken sich in unabsehbarer Länge dahin, ersteres einen Berg hinauf, letzteres durch das wilde Thal.

Die Häuser dieser Dörfer sind meist klein und niedrig, haben nur ein Erdgeschos und darauf ein großes graues Schindeldach. Die allgemeine Verarmung der Ortschaften verkündet sich auch an den Häusern, denn sie sind äußerlich und innerlich im Verfall, ohne daß die Besitzer demselben zu steuern vermögen. Der zierliche Anputz ist abgefallen, die Scheiben der kleinen Fenster sind zerbrochen und mit Papier verklebt, wodurch das zu der feinen Arbeit so nothwendige Tageslicht

nur verkümmert hereinfällt, und die Schindeldächer haben klaffende Wunden in ihrem Kampfe gegen Wind und Wetter davon getragen. Der Schläfer, der unter ihnen auf kümmerlichem Strohlager seine Ruhe sucht, muß bei schlechtem Wetter seine Lagerstätte oft mehrmals nächtlich wechseln, weil Regen, Schnee und Sturm ihn aus dem Schlummer wecken, in welchem er sein Glend auf kurze Zeit vergißt. Zwar hat das Glend hier das Proletariat nicht in engen Höhlen, Höfen und verpesteten Winkeln zusammengekeilt, wie es uns Engel's von London und Manchester erzählt, allein es ist doch auch nichts Seltenes 3—4 Familien in einer kleinen Stube vereinigt zu finden. Diese Stuben sind niedrig, eng und oft ungediebt. Doch herrscht große Reinlichkeit in denselben und die Männer besorgen dieses Geschäft mit pedantischer Gewissenhaftigkeit, da Unreinlichkeit die Spigen grau macht, und ihnen den Werth raubt. Im Winter haben diese Stuben oft die Temperatur eines Dampfbades, da das Klöppeln große Geschmeidigkeit der Finger erheischt und ungenügende Wärme also die Arbeit stört. Dies war auch bisher leicht zu erzielen, denn das nöthige Holz aus dem Walde zu holen fand Niemand das geringste Bedenken und die Gesetze gegen den Holzdiebstahl waren nicht anwendbar. Mit der steigenden Arbeitslosigkeit und dem immer mehr sinkenden Lohne hat sich jedoch nun auch die Noth um die Heizung vereinigt, da das Holz sehr im Werthe gestiegen ist, weil besonders der Eisenbahnbau große Massen desselben verschlingt, die vermehrten Communications-Mittel die Abführung erleichtern und die Besitzenden eine neue Quelle der Bereicherung eröffnet sehen. Zusammengelesenes grünes Reisig ist an die Stelle des Holzes getreten, welches auf dem großen Ofen vor dem Verbrache getrocknet werden muß, durch seine Ausdünstung die Luft verdirbt und Krankheiten gesellt zu dem großen Glend, durch seinen Rauch die ohnehin übermäßig angestregten Augen schwach und blöde macht und durch die Einwirkung desselben auf die mühsam wachsende Arbeit diese entwerthet und dem Armen oft den so namenlos geringen Lohn verkümmert. Das Meublement dieser Stuben ist natürlich im höchsten Grade einfach, besteht in Tisch und Schemmeln, einer bunten Lade und dem mit ge-

streiften Zwillig überzogenen Bette. Das letztere ist jetzt meist verschwunden und ein Haufen Stroh an seine Stelle getreten, auf dem die ganze Familie ihre Ruhe sucht, die Lumpen, welche am Tage ihre Blöße verbergen, als einzige Decke gegen den Nachtfrost benutzend.

Die Kleidung dieser Leute hat wenig Eigenthümliches und ist der Bauernkleidung anderer Gegenden gleich. Die Männer tragen kurze Lederhosen, lange wollene Strümpfe und Schuhe, oder hohe Stiefeln, die übers Knie gehen. Im Sommer gehen Männer und Frauen gleichmäßig barfuß. Eine lange grobe Jacke, Wammis genannt, dient zwar als Oberkleidung zunächst dem Manne, doch ist dasselbe eigentlich Familiengut und dient im Winter als gemeinschaftlicher Mantel, dessen sich Jeder bedient, der die Stube verlassen muß. Die nackten kleinen Füßchen in das väterliche Wammis eingehüllt, wird das kleine Kind vom Vater in die Klöppelschule getragen, die bei der großen Ausdehnung der Dörfer und den vielen einzelnen zerstreut liegenden Wohnungen oft eine halbe Stunde weit entfernt ist; ein Stückchen trocknes Brot, oder einen sogenannten Röhrenkuchen von Kartoffeln nimmt es mit als Nahrungsmittel für den ganzen Tag und Abends holt es der Vater wieder ab und eilt so schnell er kann in die elende Wohnung, damit das Kind im dünnen, kaum deckenden Röckchen sich nicht erkältet. Hat das Kind Geschick im Klöppeln und ist es etwa zwei Jahre also eingesperrt gewesen vom frühen Morgen bis zum späten Abend, so verdient es täglich etwa 6—10 Pfennige und hilft damit das elende Leben der Familie fristen. Die Dichter haben viel gesungen von der seligen Kindheit, von der ersten Blüthenzeit des Lebens, von der Zeit, wo noch keine Sorgen die Freuden der Unschuld trüben. O, daß sie das namenlose Glend dieser armen verkrüppelnden Kinder sägen, die keinen Sonnenblick der Freude kennen in ihrem ganzen Leben.

Ein langer blauer Tuchrock, eine kurze schwarze Hose, eine bunte, wo möglich rothe Weste und ein runder Filzhut mit breitem Rande gehören zwar ebenfalls zur Kleidung, d. h. zum Sonntags- und Kirchenstaate des Erzgebirges; allein es giebt ganze Dörfer, wo Niemand mehr im Besitze dieses

Schages ist. Die Kleidung der Frauen und Mädchen ist sehr einfach: ein ziemlich kurzer buntgestreifter wollener Rock, ein weiß baumwollenes Oberhemdchen mit kurzen bauschigen Ärmeln und ein buntes Kattuntuch machen den ganzen Anzug aus; Strümpfe und Pantoffeln sieht man fast nur im Winter. Wo es noch Sonntagsstaat giebt, da besteht derselbe in einem bunten Kattunkleide und einer Haube mit bunten Bändern; selbst die jüngsten Mädchen tragen die letztere, denn geschwetztes Haar wird als unziemliche Vornehmthueret betrachtet. Zur Kommunion betrachten die Frauen ein schwarzseidenes oder wollenes Kleid als eine fast unerläßliche Nothwendigkeit. Allein es giebt große Dörfer, wo sich vielleicht nur ein derartiges Kleid oder nur sehr wenige noch erhalten haben; diese sind dann eine Art Gemeingut, werden zu besagtem Zwecke von Haus zu Haus geborgt und gehen als Heiligthum auf Kind und Kindeskind über.

Im vergangenen Winter bestand die Kleidung fast nur aus Lumpen, in vielen Familien gingen die Kinder völlig nackt und die Erwachsenen vermochten nur mühsam gewisse Körpertheile zu verhüllen. In Rittersgrün, welches über 500 schulpflichtige Kinder hat, war die Zahl derer, die noch auszugehen vermochten, so zusammengeschnitten, daß die Schule in einer engen Wohnstube abgehalten wurde. Von 40 Ballen Kleidungsstücken, die aus Leipzig allein durch eine Hand, die des erzgebirgischen Kaufmannes Heike, nach dieser Gegend gesendet wurden, kamen nach Rittersgrün über 2000 Stücke, wie der Pastor Rosenhauer daselbst einzeln nachwies; und als diese 2000 Stücke vertheilt waren, blieben noch 300 Personen übrig, die leer ausgegangen waren und denen die aller kümmerlichste Nothdurft fehlte! Wie unaussprechlich gemein ist solchen entsetzlichen Thatsachen gegenüber das Bestreben, dem durchreisenden Minister eine herausgeputzte Klöppelschule vorzustellen und ihm das Glend zu verbergen, welches aus eigenem Anschauen kennen zu lernen der Zweck seiner Reise ist. Zu welchen falschen Schlüssen führt dieses Verfahren übertriebenen servilen Beamten eifers! Nur die ärmsten Kinder werden in die Klöppelschulen aufgenommen und wenn diese noch so gut gekleidet

sind, dann kann die Noth nicht so groß sein, wie die „Schreier“ der „schlechten Presse“ sie machen. Kann der Minister anders schließen? Und es ist zu verwundern, wenn ein überaus weises Mitglied unserer Ersten Kammer den Unsinn schwätzt: die Presse sei eigentlich allein die Urheberin des Nothstandes, denn sie mache die Leute unzufrieden, und aus Unzufriedenheit folge Trägheit. Wenn man der Presse im Wege der Gesetzgebung entgegen arbeite, so werde der Nothstand gehoben!

Bei den geschilderten Zuständen ist es nicht anders möglich, als daß die Nahrung der Klöppler die kümmerlichste und elendeste ist, die Menschen nur genießen können. Kartoffeln sind fast die einzige Speise der Armen. Mit unbegreiflicher Genügsamkeit geben sie dieser Speise hundert verschiedene Formen und entwickeln eine wahre Meisterschaft in ihrer mannigfaltigen Bereitung. Der Inhalt bleibt leider immer derselbe und Salz ist häufig die einzige Würze derselben; Brot, Schmalz und Butter sind große Seltenheiten, Fleisch kennen ganze Familien kaum. Zwar ist im benachbarten Böhmen die Butter billig und einige der verhältnißmäßig Glücklicheren würden sich mitunter dort etwas holen; aber die Butter wird durch eine Eingangsabgabe vertheuert. Die Kartoffeln ziehen die Leute meist selbst, indem sie ein Stückchen Boden für einen geringen Preis pachten, oder es auch unter der einfachen Bedingung erhalten, daß sie's düngen müssen. Die Mißernte der Kartoffeln seit drei Jahren hat das Glend bis auf's Aeußerste gesteigert; der Scheffel, der sonst 15—20 Ngr. kostete, wird jetzt mit 3 Thalern bezahlt. Da predigt man in der Kammer und im Leben von Erweckung eines frommen christlichen Sinnes als Mittel gegen die Noth; man will dieselbe mit Sonntagsfeier, Predigten und Gebeten bannen, während nur die thätige christliche Liebe hier wirken kann. Unter den Kartoffelgerichten spielen besonders die schon genannten Röhrenkuchen eine große Rolle; es sind dies eine Art runder und dann platt gedrückter Klöße, die aus gekochten und gekneteten Kartoffeln bereitet, mit etwas Salz und — wenn es vorhanden ist — Schmalz gemischt und in der Dfenröhre gebacken werden. Wenn es die Mittel gestatten, genießt man diese Röhrenkuchen mit Syrup,

oder mit einem braunen, aus Rüben gewonnenen Saft, welchen die „übergroße Genügsamkeit“ Syrup nennt. Besonders zum Kaffee sind dieselben beliebt, und da Kaffee drei Mal täglich getrunken wird, so werden deren viele verbraucht. Der Leser meine aber nicht etwa, hier einer Verschwendung im Erzgebirge zu begegnen, und denke nicht an das aromatisch schwarze Getränk, welches wir in den Conditoreien schlürfen, oder uns zu Hause bereiten. Der erzgebirgische Kaffee hat nur die Farbe dieses Getränkes, besteht aber aus einer unendlich langen Brühe von Cichorie und kleingeschnittenen gebrannten Rüben oder andern Wurzeln; die Cichorie ist vielfach noch eine seltene Delicatesse, weil sie Geld kostet. Der „Kaffee“ wird in großen irdenen Töpfen aufgetragen und ist in vielen, vielen Familien auf monatelang das einzige Getränk.

Dieses Leben ist trüb und traurig, diese Nahrung ist fast das Kleinste an Genüssen, was der Mensch verzehren muß, es ist jedenfalls weniger, als nach den billigsten Anforderungen der Arbeiter haben sollte. Allein man darf nicht vergessen, daß bei Allem vorstehend Gesagten nur der Normalzustand gemeint ist, wo die Klöpplerin 4—5 Ngr. täglich verdiente und der Scheffel Kartoffeln 20 Ngr. kostete; jetzt verdient sie, wenn sie das Glück hat Arbeit zu haben, täglich 1½—2 Ngr. und der Scheffel Kartoffel kostet 3 Thaler. Welch eine ungeheure, durch wüthenden Hunger und namenloses Elend ausgefüllte Kluft gähnt zwischen diesem Damals und Jetzt! Ganze Familien lebten schon zu Anfang des Winters von einem Brei oder Kleister, der aus schwarzem Mehl von unbekanntem Bestandtheilen und heißem Wasser ohne Salz bestand; andere nährten sich nur mit Suppe aus Kartoffelschaalen, die sie zur Erhaltung einer Ziege aufgespart hatten; Branntweinspülige war ein gesuchtes Nahrungsmittel, aber nicht zu haben, gefallene Thiere wurden mit Heißhunger verschlungen, Pferdefleisch ward offen verkauft und die wenigen „Bemitteltern“ drängten sich darnach; die zu bleichen Gerippen abgezehrten Gestalten stürzten auf der Straße verschmachtend hin und Niemand konnte ihnen eine Labung reichen; die vom Hunger zerfleischten Eltern waren stumpf und fühllos für das Jammern der nackenden

Kinder nach Nahrung, oder die Verzweiflung ihres Herzens trieb sie zu dem entsetzlichen Mittel, die Kinder zum Schweigen zu — prügeln. Mütter stillten ihre Säuglinge mit — Blut, da der ausgehungerte Körper der welken Brust keine Milch mehr gab und sie weder Mehl noch Semmel für die Kinder zu kaufen vermochten; Sterbende, die langsam verschmachtet waren, hatten keinen andern Wunsch, als: sich doch noch ein Mal satt essen zu können, aber der Hunger brach ihnen nach namenloser Qual das Herz und der Wunsch blieb unerfüllt! Seit 1773 sind niemals in einem ganzen Jahre so viel Menschen gestorben, als Mangel und Elend binnen drei Monaten aufgerieben haben, ohne daß eine besondere Krankheit wüthete; jetzt herrschen allerdings in Folge des langen Elends auch Krankheiten und vermehren oder vermindern die Noth, wie man's nehmen will.

(Schluß folgt.)

Aus der Wiener Revolution.

Von

Julius Fröbel.*

Am 4. November Morgens 6 Uhr wurden wir, Robert Blum und ich, verhaftet, und jeder von uns gesondert nach dem Stabsstockhause transportirt, wo wir uns in einem Zimmer wiederfanden, welches eigentlich für die Kanzlei des Gefängnisses bestimmt, und für uns ausdrücklich geräumt war. Der General Gordon, sagte man uns, habe befohlen, uns den besten Raum des Hauses zu geben und uns alle Bequemlichkeiten zu gestatten, die mit der Gefangenschaft zu vereinigen seien. Wir hätten, fügte man hinzu, die Erlaubniß zu essen und zu trinken was wir wollten, zu rauchen, zu lesen und zu schreiben, und wir zögerten nicht, von diesen Freiheiten Gebrauch zu machen. Schwerlich hat man damals schon die Absicht gehabt, für unsere Betheiligung an

* Zeitung für Norddeutschland.

dem Widerstande der Stadt, den man sicherlich damals so gut gefannt wie später, Einen von uns mit dem Tode büßen zu lassen. Sehr viele und verschiedene Gründe sprechen dafür, daß dieser Entschluß erst später, ich glaube definitiv erst am 8., entstanden ist.

Wir waren in unserm Gefängniß ungefähr in der Lage, in der sich ein Volk mit einer octroyirten Verfassung befindet: wir hatten allerlei schätzbare Freiheiten und nur die Freiheit war es, die uns fehlte. Unser Fenster hatte zwar ein Eisengitter, aber es war groß und gewährte uns eine freie Aussicht auf die sehr belebte Bastei vor dem Stabsstockhause und der Salzgrieskaserne, welche, wenn ich nicht irre, die Glendbastei heißt. In der Regel waren aber die Eindrücke niederschlagend, welche wir durch die Aussicht aus unserm Fenster erhielten. Ununterbrochen führte man neue Gefangene in das Stabsstockhaus, dessen Thüre gerade unter unserm Fenster lag, und ein blaßes, scheues Volk von Frauen umschlich das Gebäude und warf forschende Blicke nach den vergitterten Fensterchen desselben, um vielleicht dem Auge eines gefangenen Vatten, Sohnes, Bruders oder Geliebten zu begegnen. Das Haus enthielt 7—800 Gefangene.

Als ich am 5. oder 6. zufällig an's Fenster trat, wurde ich durch das, was ich sah, in hohem Grade frappirt, und ich mußte meinen Verstand zu Hilfe nehmen, um nicht in eine abergläubische Stimmung zu verfallen.

Vor mehreren Jahren hatte ich in der Schweiz den Verfasser mehrer Romane — Tony, Adalay u. A. — kennen gelernt, welcher unter dem Namen Anton Wilney geschrieben hat, aber seinem wahren Namen nach ein Herr von Terzki oder Tertschenski ist. Als ich im August und September in Wien war, hatte er mich in meiner Wohnung aufgesucht, ohne mich zu Hause zu finden. Er ließ seine Karte zurück, auf die er, ich weiß nicht, was er sich dabei gedacht haben mag, die Worte geschrieben: „ich habe Sie nicht zu Hause gefunden, aber bei Philippi sehen wir uns wieder!“ Und eben, als ich jetzt an's Fenster trat, brachte ein Croatenhausen diesen Mann als Gefangenen daher. Zwei Sereschaner in ihrer blutrothen Uniform, die langen Blinken über den faltigen

rothen Mantel gehängt, führten ihn zwischen sich, indem ihn jeder an einem Arm gefaßt hielt und der übrige Haufe umgab ihn mit dem eigenthümlichen finsternen Blicke dieser südlichen Slaven. Aber niemals habe ich einen Menschen mit dem Ausdrücke einer größeren Ueberlegenheit über seine Situation gesehen, als diesen Terzki, wie er, sich hinten umsehend, in der Mitte des wilden Volkes vor der Thür des Stabsstockhauses stand, bis der Befehl kam, ihn herein zu führen. Als am 8. Abends, an die Stelle Blum's, der nach bestandnem Verhör, in eine andere Zelle gebracht worden war, ein Herr Eberle zu mir gethan wurde, erzählte mir dieser, daß er bisher mit Terzki, dem jungen Baron Schlehta und einem Polen, dessen Namen ich vergessen, die Zelle getheilt, in welche nun Blum gekommen sei, und ich erfuhr später, am 12. Vormittags, daß wirklich Blum in Gesellschaft dieser Männer die letzte Nacht seines Lebens, theils in heiterer Unterhaltung, theils in ruhigem Schlafe zugebracht hat. Terzki war, wie ich erfuhr, bei dem Hauptquartier Jellachich's vorübergehend, verhaftet und in einen Stall gebracht worden, wo er hören und sehen mußte, wie die Bestien, welche ihn hereingeschleppt, Anstalt machten, ihm mit dem Hadschar den Kopf abzuschneiden. Das Eintreten eines Offiziers rettete ihn vor dieser voreiligen Execution. In der Zeitung habe ich später, ohne sagen zu können, ob die Nachricht eine sichere war, seine Verurtheilung und Hinrichtung durch Pulver und Blei gelesen. So viel ich weiß, war Terzki der Anführer aufständiger slowakischer Bauern zur Zeit der Choleraunruhen in Ungarn und wurde damals zum Tode verurtheilt und auf dem Richtplatze begnadigt. In der Schweiz führte er ein zurückgezogenes und menschen scheues Leben. In Wien gab er im Sommer die Gassenzeitung heraus, welche, wenn ich nicht irre, in slavischem Interesse geschrieben war.

Im Ganzen verstrich uns der 4. und 5., bis zum 6. Abends, ziemlich gleichmäßig. Blum las Jellineks kritische Geschichte der Wiener Revolution, ich ging, in mir selbst zu sehr beschäftigt, um lesen oder schreiben zu können, im Zimmer auf und ab; oder wir erschöpften uns in scharfsinnigen Combinationen über unser Schicksal.

Blum suchte sich dabei augenscheinlich die Annahme eines tragischen Ausgangs mit Gewalt entfernt zu halten. Aber während er davon sprach, was er auf der Rückreise und nach der Rückkehr in Frankfurt thun wolle, zogen die Schatten einer düstern Ahnung durch seine Seele, die er nicht stark genug war, zu bannen. Er saß zuweilen stumm am Fenster, während ich ihn unbemerkt beobachtete. Sein Gesicht röthete sich, seine Augen wurden trübe und seine Hand zitterte. Er fing, indem er sich zu mirehrte, von seiner Familie zu sprechen an. Ein Mal ging ein Kindermädchen mit einigen Kleinen unter dem Fenster vorüber; Blum rief mich und sagte mir: „sieh, da gehen meine Kinder!“ Der Gedanke an Weib und Kind schien ihn vorherrschend zu beschäftigen. Er stimmte aber auch mit mir überein, daß der Tod nach dem Maße erfüllter oder nichtersüllter Lebenszwecke leichter oder schwerer sei, und in diesem Sinne ist er ihm schwer geworden. Bei dem Gedanken an das Sterben schien sich ihm die ganze Geschichte seines Lebens vor dem Blick zu entrollen, und er fing an, mir nicht ohne Bitterkeit die traurigen Verhältnisse seiner Jugend zu erzählen. Sie hatten in seinem Herzen einen Stachel zurückgelassen, dessen Schmerz er noch immer empfand, — ein Gift, welches der gereifte und zu so großer Gunst des Volkes gelangte Mann nicht überwunden hatte. Der Mann des gemüthlichen Wesens, des klaren Denkens und der ruhigen Rede war im Innern ein Vulkan bitterer Empfindungen und glühender Leidenschaften. Daß er nicht bestimmt war, zum Ausbruch zu kommen, war der tragische Charakter seines Lebens und seines Todes. Die Ungerechtigkeit der Welt, mit der er von seiner Geburt an im Kampfe gelegen, behielt die Oberhand, und er mußte unterliegen. An den Sieg der Freiheit hat er ohne Zweifel geglaubt und dieser Glaube hat ihn erhoben und getröstet; in Bezug auf persönliches Schicksal aber wird es ihm schwer geworden sein, mit versöhntem Gemüth von der Welt zu scheiden.

Wer ihn genauer betrachtet hat, dem ist ein Zug tiefer Melancholie, der Stempel des tragischen Schicksals, in seinem Gesichte nicht entgangen. Er hat diesen Zug mit seinem Schicksalsgenossen Hermann Jellinek getheilt, so wenig im Uebrigen

beide Männer etwas mit einander gemein hatten. Wenn ich an den Eindruck denke, den mir die Gesichtszüge dieser Männer lange vor der Katastrophe ihres Lebens gemacht haben, so muß ich mir sagen, daß es geborene Märtyrer giebt. —

Mehrmals sagte mir Blum in diesen Tagen der gemeinsamen Gefangenschaft: „ich glaube, Du wirst allein nach Frankfurt zurückkehren,“ — wobei er an seine auf der Aula gehaltene Rede und seinen im Radikalen abgedruckten Artikel gegen Windischgrätz dachte. Ich suchte ihm diese Ansicht auszureden, indem ich ihm vorstellte, daß man entweder unsere Eigenschaft als Mitglieder der deutschen Nationalversammlung achten werde oder nicht, und daß uns in beiden Fällen ein gemeinsames Schicksal treffen müsse. Die Frage unseres Lebens oder Sterbens sei eine politische im entschiedensten Sinne des Wortes. Uns erschließen lassen, sei der offene Bruch mit Deutschland. Beabsichtige man diesen, so seien wir beide verloren; beabsichtige man ihn nicht, so werde uns beiden nichts geschehen. Er hatte auf diese Erwägungen nichts zu antworten.

Zuweilen waren wir sehr guter Laune und lachten zum Erstaunen der Schildwache, die vor unserer Thüre stand und die wir durch ein Fenster in derselben sehen konnten. Ein geringer Witz in der That mußte die Kosten dieser Stimmung tragen. So z. B. hatte vor unserer Verhaftung einer unserer Freunde Blum erzählt, daß er, als der Vertraute und Vermittler einer Liebschaft der Prinzessin . . . einigen Einfluß zu haben glaube, den er, wenn es Noth thue, zu unseren Gunsten anwenden werde. Die romantische Perspektive, durch eine Prinzessin gerettet zu werden, gab uns Anlaß zu manchem Scherz, der uns die Stunden verkürzen half.

Es sind seit Blum's Tode seine religiösen Ansichten einige Mal öffentlich erwähnt worden, und man hat sogar die Behauptung verbreitet, er habe sich vor seinem Ende, ich weiß nicht von welcher Kegerlei, bekehrt. Ich bin mit Blum die letzten Tage seines Lebens in ein Zimmer eingesperrt gewesen. Wir haben uns über Leben und Tod, Moral und Politik, Vernunft und Aberglauben unterhalten. Ein religiöses Gespräch aber haben wir nicht geführt. Bis zum 8. Abends

8 Uhr war ich mit ihm zusammen. Die Nacht brachte er in Gesellschaft der von mir genannten Männer zu, von denen mir einer Notizen mitgetheilt hat, in denen kein Wort von einem religiösen Gespräche mit seinen Gesellschaftern vorkommt. „Blum hat die Nacht bei uns zugebracht,“ erzählte mir dieser Mann. „Wir sind am Abend sehr heiter gewesen und haben viel gelacht, und später hat Blum ruhig geschlafen.“ Gegen Morgen ist der Geistliche zu ihm gekommen, um ihn auf den Tod vorzubereiten. Was er mit diesem gesprochen, scheint, nach der eigenen Erzählung dieses Herrn, welche Jedermann in den Zeitungen hat lesen können, sehr rationalistischer Art gewesen zu sein. Ich weiß, daß Blum eine Sorge hatte, wenn er an seinen Tod dachte, nemlich die, man möchte aus Haß gegen ihn der Welt erzählen, er sei feig gestorben. „Um einen Zeugen zu haben, daß ich muthig sterbe,“ sagte er mir ein Mal, „möchte ich um die Begleitung eines Geistlichen bitten.“ Als wir davon sprachen, daß unser Schicksal auch eine Gefangenschaft auf dem Spielberg sein könne, bemerkte er, daß er eine solche mehr fürchte als den Tod, und bei dieser Gelegenheit sagte er: „ich glaube in der Leerheit einer solchen von der Welt abgesonderten Existenz würde man wieder anfangen zu beten.“ — Auf der Reise von Frankfurt nach Wien erzählte er mir und unseren Begleitern, daß er den Deutschkatholicismus durchaus nur als eine Schule der Demokratie betrachtet habe.

Der Reaktionshebel.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“

Gedenke ich noch der grausen galizischen Mezeleien? — Ihr Väter, erzählt Euren Söhnen, wie ein alter Minister, dessen schwach gewordenen Händen die Zügel der Tyrannei zu entfallen drohten, zu dem Furchtbarsten griff, das die Menschheit kennt: zur Verhezung des lange unterdrückten, des verdummpften, des entmenschten Knechtes gegen seinen Herrn. Die österreichische Politik hatte den

Uebermuth der Aristokratie gegen die Bauern begünstigt, doch als der polnische Adel Gelüste nach der verbotenen Frucht der Freiheit zeigte, da ward den Sklaven der Maulkorb abgezogen, daß sie wie tolle Hunde über ihre Dränger herfielen. In Frankreich erhoben sich damals Stimmen lauter Anklage gegen den Mephistopheles in Wien; doch die schauernde Welt mochte es nicht glauben, daß ein Minister so grausam und so feig zugleich handeln könne. Wir sind seitdem klüger geworden, wir haben mit blutigen Thränen gelernt, daß die Tyrannei nur so lange die Maske der Gutmüthigkeit trägt, als sie keine Gefahr wittert. O diese Gutmüthigkeit der absolutistischen Politik, wir kennen sie jetzt! Was in Galizien vor einigen Jahren wirkte, es ist seitdem der furchtbarste Hebel der Reaktion geworden, der einzige sogar, dürfen wir sagen.

Seit der großen demokratischen Bewegung, welche zu Ende des Mittelalters Papst und Fürsten schreckte und durch den von dem dritten und vierten Stande gleichfalls bedrohten Adel niedergelämpft wurde, haben die Throne in der Aristokratie ihre natürlichen Freunde, in der Demokratie ihre geschworenen Feinde gesehen und darnach gehandelt. Es ist kein Kampf von gestern oder heute, es ist ein Brand, der vier Jahrhunderte lang unter der Decke glühte. In Polen war dieses alte Bündniß zwischen Fürst und Adel zunächst zum Bruche gekommen. Als die Czarenpolitik die politische Nationalität mit Füßen trat, achtete der Adel die Nationalunabhängigkeit höher, als die Anhänglichkeit an einen Thron; er erhob sich wiederholt zur blutigen Rache und wurde jedes Mal niedergeschlagen, weil er sich bloß vom Throne losgetrennt und nicht zugleich mit dem dritten und vierten Stande aufrichtig verbunden hatte, nicht in denselben aufgegangen war. Rußland konnte seine polnischen Provinzen durch den tiefen Völkerhaß zwischen Sarmaten und Moskowiten händigen. Oesterreich hatte damals die ruthenische Nationalität in Galizien noch nicht erfunden: es griff deshalb zu dem andern, es hegte die Bauern gegen den revoltirenden Adel. Seit der Märzrevolution des vorigen Jahres hat die Reaktion dies Verhezungssystem vervollkommenet: sie wußte die Nationalitäten gegen Nationalitäten, die Stände

gegen Stände, die Confessionen gegen Confessionen, die politischen Parteien gegen politische Parteien, das Privileg gegen die erblichen Sklaven, das Kapital gegen das Proletariat in Harnisch zu bringen; sie machte ganz Europa zu einer Mörderhöhle! Was in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts die Revolution gethan, in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts thut es die Reaktion, und was damals die Revolution, weil sie in blinde Zerstörung ausgeartet, erfuhr, jetzt wird es die Reaktion erfahren: wüßt wie sie gehandelt, wird sie zur Grube fahren. Nach uns der Abgrund! haben die Metternichs früher gedacht. „Für Euch den Abgrund!“ wird der Spruch des Zeitgeistes lauten. Oder giebt es noch Thoren, welche wähnen, daß die Furie, welche die Reaktion in den Ländern der Habsburger heraufbeschworen, sich nicht bald gegen ihre eigenen Anstifter wenden werde? Giebt es noch Kurzsichtige, welche nicht begreifen, daß die Völker, nachdem sie sich unter dem schwarzzgelben Banner lange genug zerfleischt haben, zuletzt einander zurufen werden: „Wir gehörten nicht zusammen, wir wollen nicht wieder zusammen! Wir haben mit einander uns gemessen, wir haben den alten Haß ausgetobt; wir können nicht ewig kämpfen, wir wollen uns vereinbaren; das schwarzzgelbe Banner war uns weder im Frieden, noch im Kriege von Heil — nieder mit dem Banner unserer Schmach! es lebe die Freiheit!“ Die Polen und Czechen, die Ungarn und Kroaten, die Deutschen und Italiener werden es rufen, und an dem Tage, wo sie erkannten, daß die Verhegung nur ein Hebel der Tyrannei sei, ist Oesterreich in That und Wahrheit eine einige und untheilbare Gesamtmonarchie gewesen!

Noch ist dieser Tag nicht erschienen, noch tobt der Kampf, noch wähnen die Schüler Metternich's, das alte System werde wieder und wieder Stich halten. Lesen wir doch im „Lloyd“, daß das Ministerium der Erzherzogin Sophie auf die Weigerung der italienischen Provinzialkongregationen wegen Beschwörung des Reichstags beschloffen habe, „man wolle selbst Männer auswählen, die bei der Gesetzgebung zugezogen werden sollen.“ Daran knüpft das ministerielle Organ ein offenes Bekenntniß der Kabinettpolitik gegen Italien. Und worin

besteht diese Politik? Es ist genau wieder der stets und überall benutzte Kniff, die unteren Klassen gegen die oberen zu mißbrauchen, indem man sie durch panem et circenses, durch materielle Erleichterungen und papierne Verheißungen für die Krone zu gewinnen und gegen die Aristokratie aufzuheben sucht, nachdem man die Uebergriffe der letzteren, so lange sie habsburgisch gesinnt war, nicht bloß geschehen ließ, sondern gesüßentlich begünstigte. Man betheiligte die Privilegirten bei der Beraubung des Volkes, so lange sie den Raub ruhig verzehrten; seit sie sich dem Volke gegen das Bedrückungssystem angeschlossen, will man sie durch's Volk verderben; man wirft diesen den Beutetheil der Aristokratie hin, um den Raub der Dynastie zu retten. Sind die Italiener wirklich so dumm, wie es die galizischen Bauern waren, so mag die List gelingen; doch wir glauben, die Lombardei ist kein Galizien! Aber selbst wenn es momentan gelänge, in Italien die Jacquerie zu schleudern, zuletzt würde der entsandte Pfeil doch auf den Schützen zurückprallen. Es wird den Italienern, es wird allen Völkern klar werden, daß der Verhegung von Seiten der Tyrannei nur zu wehren ist durch die Verbrüderung der Völker, durch den Bund Aller gegen die Schlangeliste der Absolutisten. Die Reaktion treibt ein entmenschetes Spiel: der Sieg der Revolution ist fortan der Sieg nicht bloß der Freiheit, er ist der Sieg der Humanität, der Civilisation.

In Oesterreich tritt das Metternich'sche System am Grellsten zu Tage: dort wird es auch am Furchtbarsten sich rächen. Sei es uns zur Lehre; denn auch im übrigen Europa zischt die Schlange der Arglist, der Lüge, der Verhegung. Laßt Euch nicht aufbinden, daß von der Reaktion, die solche Hebel gebraucht, je wieder Bestand und Heil zu erwarten sei. Seid einig, seid wach, damit die Krisis, in welche uns die Tyrannei geschleudert hat, ein rascher Durchgang werde, damit die Völker sich nicht verbluten, und der Genius der Menschheit nicht über den Trümmern eines in die Barbarei zurückgeschleuderten Erdtheils weine.

Zürich im Hofoko-Nahmen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Du mußt wissen, Gioconda, daß mich Herr Gefner seit meiner Ankunft von einem Tage auf den andern mit dem Versprechen vertröstete, er wolle mich bald zu dem Dichter des Abel und der Idyllen führen, der noch mehr als sein Verwandter, der sein Freund sei. Ich fand dennoch keine bequemere Gelegenheit, auf's neue in ihn zu dringen: Und wann soll ich endlich Ihren Freund, den Dichter sehen, den sein Zeitalter bewundern muß, ob er gleich der Natur treu bleibt?

Mein lieber Mann lächelte und erröthete. Nichts ist leichter, versetzte er; verzeihen Sie mir mein Incognito, Herr Graf: ein Zufall hat mich in Ihre Bekanntschaft gebracht und ich wollte die Freundschaft, deren Sie mich sofort gewürdiget, nicht gänzlich meinem Rufe zu danken haben. Sie sehen also eben den Dichter vor sich, den Sie suchen. Warum meine Werke in ganz Europa gelesen werden, begreif' ich (ist es Bescheidenheit oder Stolz) wahrlich selbst nicht recht. Wenn aber meine Zeichnungen meinen Gedichten gleichen, so kommt es ohne Zweifel daher, weil beide aus derselben Quelle geschöpft sind.

Ich hörte ihn mit Ehrfurcht an; allein mein Herz und sein Blick sagten mir, daß ich ihn umarmen dürfe. Vortrefflicher Mann! nehmen Sie (ich küßte ihn) dieses an — — für mich und eine schöne Römerin, die nebst allen ihren Freunden die Bewunderung Ihrer Werke auf's treueste mit mir theilt.

Geliebtes Weib! in diesem Augenblicke genoß ich Dich und mich und ihn. — Man rief uns zur Tafel; seine Gemahlin, ein Frauenzimmer von ausnehmendem Verstand, empfing mich mit ungemein mehr Weltkenntniß und Freiheit, als sonst die Weiber dieses Landes zu thun pflegen, und gab durch das Salz ihres gut geprägten Wises diesem Abend noch vollends seine vergnügte Würze.

Du bist ohne Zweifel nicht neugierig, welche Gerichte ein Dichter und ein Mann von Genie

seinen Gästen aufstellt. Aber das Verzeichniß unserer Tischgespräche gehört in das Kochbuch einer Frau, wie Du bist.

Ich bezeugte meine Bewunderung über die ausnehmende Anzahl cultivirter Köpfe und Kenner schöner Künste, die sich in einer Stadt finden, wo kein Mitglied des gemeinen Wesens glücklicher Weise ein Gelehrter ohne Beruf ist und man über den Nutzen des Staats gern seine Bierde vergißt.

„Ich muß nicht weit hinaufsteigen, mein lieber Herr Graf, antwortete der Dichter, um die Quellen der ziemlich ausgebreiteten Kenntniß und des Gefühls des Schönen und Guten zu suchen, die Sie an uns, mit gehöriger Einschränkung, nicht unrichtig finden. Wir sind, so zu sagen, mit eins in Zeit von zwanzig bis dreißig Jahren das geworden, was wir sind. Wenig einzelne große Männer haben von ungefähr so viel Zeit an durch ihre Schriften und noch unendlich mehr durch ihren Umgang eine denkwürdige Epoche im Reiche des Geschmacks unter uns gemacht. Vorher deckte Dunkel das ganze Land der Geister, nur hier und da von großen Irrwischen erleuchtet, auf denen Staatsmänner, Gottesgelehrte und schöne Geister stolz daher trabten. Die Philosophie, wie sie auf unsern Kathedern gelehrt wurde, war ein elendes Wortgezänk, geschickt, das Gedächtniß zu üben, mittlerweile es den Verstand zu Boden tritt. Eine mörderische Politik hielt die Sittenlehre für eine Staatsverräterin. Die Religion, oder vielmehr ihre Diener warfen den Kern in die Gasse und bissen sich die Zähne an den Schalen stumpf; sie nannten die schändlichen Schranken, die sie durch ihre Glaubensbekenntnisse, formulas consensus u. s. f. dem menschlichen Verstand im religiösen Denken setzten, Säulen des Herkules. Die Schrift war ein Florilegium, worin ein jeder leichte Kopf seinen eigenen Unsinn zu finden wähnte. Man schmeichelte, man schimpfte, man bewies mit den Worten der Propheten, und nannte ein Gemengsel biblischer Wortspiele und strogender Metaphern evangelische Salbung. Wer die Wunden Christi am weitesten aufzerren konnte, hieß der beste geistliche Redner. Die schönen Wissenschaften und Künste trugen eben dieses Gepräge.

Niemand ließ sich nun träumen, daß aus den Werken der Alten andere als Wortkenntniß zu schöpfen sei. Nur hier und da mißbrauchte sie ein politischer Redner, besonders zur Zeit der Staatsflückerei im Jahre 1713, wenn er das Recht gelehrt verdrehen wollte und verbrämte mit ihrem Golde seinen Lumpenkittel. Die Dichterkunst war ein elender Bettelorden, und der höchste Punkt ihrer Begeisterung etwa der Beischlaf eines hochadeligen Brautpaares, die Geburt eines jungen Staatsmannes, die Ankunft eines Elephanten oder Kometen. Man reimte eine Lebensregel über jeden Schweinestall. Die Schöpfbrunnen der Dichter, welche in der Ausführung ihre anderweitigen Verdienste haben mochten, waren die Offenbarung und die Gesichter des Ezechiel, ihr Ideal auf's höchste Salomons schöne Braut."

Hier hielt Herr Gessner ein wenig inne, nahm seine Brise und sah mich mit schnarischer Ernsthaftigkeit an. „Ihr Gemälde, liebster Freund, fiel ich ein, trägt, wie die Bildnisse eines Rembrand oder Titian, das Gepräge der Wahrheit. Auch ein Fremdling steht ihm an, daß es kenntlich ist; allein ehe Sie fortfahren, muß ich wissen, woher diese Barbarei ihrer Landsleute besonders in Absicht auf den Geschmack zu einer Zeit, wo dem übrigen Europa, besonders auch dem benachbarten Frankreich sein goldenes Zeitalter blühte? War dieser der ursprüngliche oder aber der verdorbene Zustand ihrer Literatur?“

„Ganz gut,“ erwiderte Gessner, „ich danke Ihnen, daß Sie in Ihrem Nachforschen unerbittlich sind. Mein Herr Graf, die Barbarei des letztverstrichenen Jahrhunderts war nicht der ursprüngliche Zustand unserer Literatur. Das Zeitalter der Minnesängerei zu geschweigen, in welchem einige unserer Mitbürger Meisterstücke lieferten, beschränke ich mich für einmal auf das Jahrhundert der Zwinglischen Glaubensstrennung. Lesen Sie, ich brauche nicht zu bitten, ohne Vorurtheile, die Schriften der gesetzgeberischen Köpfe, welche dieselbe bewirkt haben, Sie werden über den philosophischen Haß gegen allen Menschentand, die Demosthenische Begeisterung gegen alle Fesseln kirchlicher und bürgerlicher Freiheit über den altchristlichen Geist und klassischen Ausdruck er-

staunen, der in allen ihren Produkten, von ihren Schriftauslegungen an bis auf die geringste Polizeiverordnung herrschet. Nur das Uebermaß eines verzehrenden Eifers, den wir billig auf Rechnung des unbegreiflichen Verderbnisses ihrer Zeit setzen dürfen, trübt hier und da die Reinigkeit des Geschmacks und die Richtigkeit des Begriffes. Allein dieses wird das Schicksal aller, besonders religiöser Verbesserungen bis an das Ende der Tage sein. Ihre Stifter verfechten die unwandelbaren Rechte der ewigen Wahrheit, die nächsten Schüler treten in den Eifer, aber selten in den lichtvollen Pfad ihrer Meister ein; bald gebriecht es an Einsicht, bald an Muth, bald am Willen, sie wähen die Verbesserung besser zu gründen, indem sie ihren Sinn übertreiben, und die zweiten Nachkommen der Reformatoren werden schon wieder Verderber. So folgte bei uns auf das sechszehnte oder auf das Jahrhundert der Glaubens- und Sittenverbesserung das theologische oder siebzehnte Seculum, ein von seiner letzten Hälfte an zänkisches, gehässiges Zeitalter von bürgerlichen Zwistigkeiten, von ausländischen Schulfehden zu einem Ungeheuer aufgesäugt, dessen Gift und Urath wechselsweise Kirche und Staat beflachte, Geschmack und brauchbare Kenntniß verfeuchte und alle Anmuth des Lebens tödtlich verbitterte. So würgten die abgehärmten Geister williger die milzsüchtigen Spitzfindigkeiten deutscher und niederländischer Schulen, wohin die vornehme und studirende Jugend seit der Aufhebung des Edikts von Nantes zu reisen begann, als sie die gesunde Nahrung einnahmen, welche das Jahrhundert Ludwig's XIV. nüchternen Sinnen darbot. Man darf festlich behaupten, daß in diesem Zeitalter kein einziges vernünftiges Buch unter so viel tausenden, von Folio an bis auf Sedez, die hiesige Presse verlassen hat, etliche historische Werke ausgenommen, die mit gutem Fond, aber in erbärmlichem Geschmacke geschrieben sind und Ekel erregen, sobald die Urkunden schweigen und der Autor zu reden anfängt. Kein bekanntlich großer Mann erschien, den Antistes Breitinger ausgenommen."

„Von dem ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts gilt die Beschreibung, welche Sie vor-

hin flüchtig unterbrochen haben. Gotthard Heidegger, welcher sich mit seinem ganzen feinen Kopfe durch die Barbarei seines Zeitalters kaum die Hälfte durcharbeiten konnte (so stockdick war die Finsterniß), streute vermittelst seiner lebhaften Laune, die ein mehr als grammatisches Studium der Alten nährte, wieder die ersten Samen eines gesunden Denkens bei uns aus, die aber so wenig öffentliche Früchte trugen, daß zu seiner Zeit von der löblichen Bücher-Censur die Leuwenhöfischen Samenthierchen für eine unzüchtige Lehre und Copernik's System Unserer Gnädigen Herren Sagung zuwiderlaufend erklärt wurde. Kaum entgingen die Scheuchzer, welche das Licht der neuern Naturlehre begierig auffingen, der Verfolgung. Wenigstens seufzte das Herz unter manchem Schurzfell über den Leichtsinm dieser würdigen Vorläufer der Haller und Gessner. Allmählig führten die Buchhändler gute französische Bücher zu einer Zeit ein, da Deutschland mit uns an der nemlichen Erschlaffung aller edlen Kräfte darniederlag, und seine schönsten Geister wahre Dunse waren. Wir haben den Pascals, Montaignes, Boileau's und Molières beinahe eben so viel zu danken, als ihre eigenen Mitbürger. Drei große schweizerische Gottesgelehrte, Turretin, Osterwald, Werenfels brachten um eben diese Zeit wahre Einfalt in die Gottesgelehrtheit, und in ihre Fußtapfen trat unter uns zuerst der vortreffliche Zimmermann. Endlich erschien Bodmer und Breitinger; beide mit ausnehmenden Geisteskräften begabt und mit lauter wissenswürdigen Kenntnissen geschmückt, betraten eine ganz neue Bahn. Ihre ersten Bemühungen gingen dahin, durch Umgang und Schrift ihre Landsleute mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß Gelehrtheit ohne praktischen Einfluß auf Staat und Sitten, Wohlredenheit ohne Weisheit und reine Verse ohne Sinn verächtliche Flitter seien; sie übten die Tugend der Gemeinnützigkeit, welche sie lehrten, und behielten nichts für sich eigen in dem großen Schatz ihrer Kenntnisse. Nicht nur ihr Haus, ihr Herz stand der Tugend ihres Vaterlandes uneingeschränkt offen. Sie halfen mit sokratischer Kunst dem verborgenen Talente an's Licht, stärkten die Blöden, wiesen dem Reichthum und der Ge-

burt ohne Verdienst ihren gebörigen Rang tief unten an, und führten bald hernach die reifern Köpfe gerade zu, die schwächern über die Gefilde der schönen Wissenschaften zur wolfschen Philosophie, welche damals den natürlichen Menschenverstand in Deutschland zu restauriren anfing. Sie versuchten es, den Fleiß einer wißbegierigen Jugend mit einer praktischen Lektüre der Griechen und Römer zu belohnen, anstatt zu züchtigen. Wenn die Alten keinen Vorzug vor allen Neueren hätten, als daß sie ihre Lehren fast beständig durch die lebendige Kraft unwiderstehlicher Beispiele erhärten, daß sie die Aufopferung für das Heil der Gesellschaft zu einem überall herrschenden Grundsatz und die äußerste Verachtung gegen alles ungemeynnütziges Verfahren zur ersten Bedingung einer unzweideutigen Tugend machen, so sollten ihre Werke schon darum allein der Erziehung einer freigeborenen Jugend beständig zur Seite stehen. Auch folgte wirklich eine merkliche Höhe des Gefühls im Leben und in der Literatur auf eine ängstliche Niedergeschlagenheit. Durch diesen Charakter zeichneten sich die kritischen Werke und eigenen Gedichte, also die Lehren und die Beispiele der Bodmer und Breitinger aus, und besserten nicht nur den Provinzialgeschmack in hiesigen Gegenden, sondern setzten dem gottschewischen Schwarm eine Schule von Denkern entgegen, die bald den größern Theil von Deutschland zu ihrer Fahne zog, und endlich unter Anführung der benannten großen Männer, zu denen sich Haller, Hagedorn, Klopstock, Kleist und die übrigen Fürsten des guten Geschmacks schlugen, über alle wohlorganisirte Köpfe triumphirte."

"Indessen blieben die zufälligen Nachtheile einer jeden wahrhaften Erschütterung der Geister auch nicht aus. Die Nachahmungseuche setzte sich auf die Nation und brütete einen Versemacher aus jedem Halbkopf. Elende Dichter verließen den Reim für den Hexameter und blieben elend. Besonders erhitzte ein poetisches Strohfeuer bei uns Aller Herzen und Sinne, da der Verstand noch nicht hinreichend von Grundsätzen erleuchtet war. So wurden unnachahmliche Muster selbst die gefährlichsten Klippen. Endlich kamen Klopstock, Kleist und Wieland, von dem Ruf und der

Freundschaft der Bodmer und Hirzel herbeigeloct, gar leibhaftig unter uns. Sehende und blinde Anbeter empfangen sie auf den Knien; das ganze Volk der schönen Geister zusammt ihren Weibern und Töchtern gerieth in Gluth. Es entstand ein christliches Arkadien, wo die benannten Dichter ihre Verse mit einem Feuer recitirten, das in die Herzen der Freunde und auf die Wangen ihrer Schwestern überging; die ganze Versammlung zerfloß in Andacht und wenige lose Buben gähnten. Endlich beschloß eine Zechen das heilige Fest. Sie gingen von Liebe, Freundschaft und Wein wohl zugedeckt auseinander, und schwuren im Weggehen an bethrünten Hälsen der Tugend ewig getreu zu sein. Von dieser Zeit an wurde der Vernunft wirklich für einige Zeit Abschied gegeben und die verblendeten Seelenkräfte trugen einer verbrannten Einbildungskraft den Vorzug auf. Eine mehr als lyrische Unordnung, überspannte Gefühle, kalte Antithesen und buntgeflickte Schilderungen beflackten vorzüglich die Kanzelreden junger Geistlichen, die sich vor dem Böbel ihrer Brüder auszeichnen wollten. Auch studirten sie im Young und Klopstock die Theologie und ließen besonders gerne die fürchterlichen Gewitter des hohen Gerichtstages donnern, heizten die Hölle bis zum Berspringen ein und legten den Christen und den Gottesleugner auf ein Kissen hart an einander."

"Bodmer und Breitinger mit wenig andern Klugen sahen ruhig und lächelnd auf diese vorübergehende Verwirrung und waren zu weise, einen Dunst zu beschwören, der von selbst den Weg aller Dünste gehen mußte, mittlerweile schwache Seelen gegen diese Schwärmer mit einem Eifer wütheten, der eines größern Unheils würdig war. Von Zeit zu Zeit verkündigten indessen nüchterne Köpfe einen neuen Tag. Ulrich, ein majestätischer Prediger der Gerechtigkeit, Steinbrüchel, ein wahrer Segen für die Jugend und ein klassischer Uebersetzer der Griechen, sowie Töpler der Britten. Auch ich, mein lieber Graf, ent-

ging vielleicht durch mein glückliches Temperament, Gott sei ewig gelobt, der Seuche, und schrieb während dieser Pestzeit meine meisten Werke. Neben der Zeit schaffte ein gering scheinender Zufall nicht weniger Rath. Eben drei junge Geistliche von ausnehmenden Talenten reisten auf Berlin und gingen bei dem Sulzer, Spalding und Mendelssohn zur Schule. Einer von ihnen folgte seinem herrschenden Geschmack für die Kunst, lebt jetzt in Rom und fühlt die übermäßige Gluth seiner Einbildungskraft an der reinen Quelle der Antiken. Die beiden andern kehrten mit praktischer Weisheit und hohen moralischen Gefühlen ausgerüstet in ihr Vaterland zurück, welches ihnen gern oder ungern unendlich viel Gutes zu danken hat."

"Hefß, ein brittischer, durchaus heiterer Kopf, und Lavater, ein dreißigjähriger Mann von apostolischen Sitten, der eine Sittenlehre nach dem Sinne und mit der Einfalt seines Herrn und Meisters predigte und noch strengere Tugenden übte, als er lehrte, zogen bald alle guten Köpfe unter ihren Amts- und Altersgenossen an sich, nützten die vorgesundene Hitze, lösten sie in fruchtbare Wärme auf und richteten ihrer Schüler Blick unverwandt auf das Ziel ihres hohen Berufes."

"Hefß starb bald darauf, gleichsam von den eigenen Kräften seines scharfen Denkens aufgezehrt. Nach dem Tode seines Freundes sang Lavater mit der Begeisterung eines guten Bürgers Schweizerlieder und schrieb umwölkte Aussichten in die Ewigkeit, nicht selten durch einen Wetterstrahl seines Genie durchkreuzt. Von einem tiefen Gefühl der religiösen Unwürdigkeit seines Zeitalters durchdrungen, wartet er jetzt auf Zeichen und Wunder, aber es wird diesem liebenswürdigen Schwärmer kein anderes Zeichen werden, als eine späte Neue über die allzu eitle Erschöpfung seines schönen Geistes."

F e u i l l e t o n .

Berlin. Ein Wort über Diplomaten, das freilich nur eine Frau gesagt hat. Aber es war eine sehr geschickte Frau, geschickter wie viele Männer, und was noch besser ist, sie war nicht nur eine Freundin der größten deutschen Diplomaten, sondern sie hatte selber einen solchen zum Manne. Diese Frau hieß Rabel Varnhagen von Ense, und der Brief, in welchem sie über die Diplomaten spricht, den schrieb sie im Jahre des Befreiungskrieges von 1813 aus Prag, wo das Hauptquartier der europäischen Diplomaten war; und ihr Mann selber hat ihn dreißig Jahre später drucken lassen. Sie sagt also, nachdem sie vorher von Metternich und seiner rechten Hand, Herrn von Gentz, gesprochen: „Man spricht oft in der Welt: Stände härten den Menschen ab, und nennt Aerzte, Soldaten, Wucherer und Advocaten. Dies konnte ich nie ganz zugeben in mir und fand es auch gar nicht, weder im Erlebten noch im Wesen dieser Stände gegründet. Aber Diplomaten ist das Gräßlichste in der menschlichen Gesellschaft — der Stand, nicht jene Männer, die ihn schufen durch ihr Lebens- und Geschichtstalent. Diplomaten werden hart durch Weichlichkeit und das geschieht dem Henker nicht einmal. Visiten werden Pflichten, — Anzüge, Kartenspiel, das müßigste Klatschen, — Geschäfte, wichtige. Keine Meinung haben, und sie nur dadurch nicht äußern, welches die ausgebreitetste, sündhafteste Krankheit des Böbels (welcher Böbel gemeint ist, weiß man), wird Klugheit, Betragen genannt, und eine wahre Verhärtung der Seelenorgane. — So haben sie eine eigene Phraseologie im Reden wie in den Deyeschen — — das hält so äußerlich, wie die Equivagen und Manschetten zusammen, und Ein Wille in der Welt, oder aufgehäufter Noth trümmert all' den Lug zusammen. Der Greuel spricht sich aus gräßlichen, wirklichen Wunden hervor, Krieg überfluthet Europa (1813) — aber wer ist gesichert? Diese Kerle mit Manschetten! Dies wissen sie, sonst nichts. Glaube mir, es ist nicht zu grell, was ich sage, der lebendige Satan sollt' es ihnen zeigen; denn sie verletzen Alles, die menschliche Gesellschaft im Großen und jedes Herz im Einzelnen. Dies wird einmal von der Welt gewußt werden, wie jetzt: daß Prozesse viel kosten, Advocaten davon reich werden, im Kriege geplündert wird. Glaube mir, es kommt zur Sprache.“

* * Von Herrn Otto Nicolai, dem Prototyp musikalischer Arroganz, ist eine neue Oper

gegeben worden: „Die lustigen Weiber zu Windsor.“ Der Text ist eine schwere Todsünde an Shakespeares gleichnamigem Lustspiel. Außer Kellstab's Text zu dem Feldlager in Schlesien ist nie etwas Schlechteres zusammengelieimt worden. Das Beste an der Oper ist der Text. Herr Zschiesche als Falstaff ist die mißlungenste, ungeschickteste Leistung, die je in Gesang und Spiel über die Bretter gegangen. Wie überhaupt ein Sänger, wie Herr Zschiesche, noch auf einer Berliner Bühne — ich nehme die Moser'sche in Schönberg nicht aus — auftreten kann, ist eine Frage, zu der sich eine zweite gesellt: Wodurch hat sich Herr Zschiesche so fest in der Hiobs-Geduld des Publikums verassicurirt, daß er nicht bei jedem Auftreten verdienstermaßen ausgepiffen wird? M.

* * Frä. Luczek, die stets überschätzte Sängerin, fängt immer mehr und mehr an ihre ohnedies unbedeutende Stimme einzubüßen. Ihre unangenehmen Manieren, die nicht Krankheit, sondern üble Angewohnheit, treten dadurch desto störender hervor. Man hofft, Frä. Luczek werde sich bald pensioniren lassen oder in ein Kloster gehen. Es ist Zeit! M.

* * Ein von dem Könige bei Hrn. Grawert, Mühlenstraße Nr. 45, bestellter Kronleuchter, der aus den Geweihen, Zähnen und anderen Theilen jagdbarer Thiere zusammengesetzt worden, ist jetzt fertig. Ein Elenthier, ein Dachß, 12 Raubvögel, 12 Gemäsböcke, 20 Füchse, 33 Keiler, 143 Damhirsche, 450 Rothhirsche, 900 Hasen und 1433 Rehböcke haben die Bestandtheile dazu geliefert.

* * Zu den interessantesten Plänkeleien unserer Vorversammlungen zu den Deputirtenwahlen gehört der nachfolgende Fall: Ein Geheimrath legt sein Glaubensbekenntniß ab. Er liebt natürlich die Freiheit und das Volkswohl über Alles und somit auch die octroyirte Verfassung, die ja beides so herrlich garantire, und wie der banale Jammer sonst noch lautete. Ein durch seine trockene Dialektik bekannter Arzt, Demokrat, sagt darauf: „Ich muß den Herrn Candidaten interpelliren; ich sage aber im Voraus, daß meine Frage sehr dumm sein wird.“ Man horchte neugierig; er aber fuhr ruhig fort: „Was soll denn eigentlich eine Constitution?“ — Der Herr Geheimrath ward natürlich durch diese naive Frage etwas Choquirt; doch er sagte, was er sagen

konnte: „Die Verfassung ist dazu da, um uns gegen die Uebergriffe der Krone zu schützen.“ — „Ganz richtig,“ sagte der Interpellant. „Aber denken Sie, Herr Geheimerath, wie Jemand Furcht hatte bestohlen zu werden und zu dem Diebe ging und sagte: Besorgen Sie mir doch ein paar Vorleseschlöffer!“
(Dr. Ztg.)

* * * Damit eine elektro-magnetische Telegraphenlinie von Berlin nach Köln und Frankfurt a. M. errichtet werden konnte, bedurfte es nicht weniger als neun völkerrechtlicher Verträge und eines Privatvertrages (mit der Thüringer Eisenbahn-Gesellschaft); nemlich mit Hannover, Braunschweig, Schaumburg-Lippe, Kurfürstenthum Hessen, Großherzogthum Hessen, Frankfurt a. M., Anhalt-Deschau und Köthen, Großherzogthum Sachsen-Weimar und Sachsen-Koburg-Gotha.

Boston. Ein französischer Grundbesitzer in Mittelamerika war eben damit beschäftigt, einen Kanal auszugraben, auf welchem er seine Produkte nach der Hondurasbucht (im 15ten Grade nördlicher Breite) zu bringen beabsichtigte, als er am steilen Meeresufer die Ausmündung eines mit enormen Steinmassen künstlich gebauten Kanals entdeckte. Er verfolgte den 240 englische Schuh weiten Weg nach Westen und erreichte hier den Fuß des gegenwärtig eben thätigen Vulkans del fuesgo. An dieser Stelle mußte er den, durch ungeheure Baumstämme verdeckten Eingang einer Grotte frei machen, welche letztere das Portal eines Tunnels zu bilden schien. Allein nach Beseitigung dieses Hindernisses drang der unverdroffene und unerschrockene Franzose mit seinen Begleitern unter einer ungefähr 335 Schuh hohen Wölbung des Tunnels weiter in denselben hinein. Selbst die riesigen cyclopischen Werke der alten Griechen sollen gegen die imposante Bauart verschwinden. Der Kanal war, wie es in dem Berichte heißt, in der Tiefe von etwa 60 Schuh mit Salzwasser gefüllt. Der muthige Franzose hatte mit einigen Indianern eine dahin gebrachte Pirogue bestiegen und gelangte nach einer achtzehnstündigen Fahrt in diesem Tunnel an das Gestade des stillen Meeres, zwischen Guatemala und San Salvador. Die Ausmündung dieses Tunnels bildet hier eine natürliche, riesenhafte Grotte, welche von den Eingebornen „der Teufelsmund“ genannt wird. Der ganze gewölbte Theil dieses staunenswerthen Baues ist durch Luftlöcher erhellt, welche bis zur Oberfläche aus Gestein ausgehauen sind. Nach Angabe des Berichterstatters soll der im Tunnel zurückgelegte Weg selbst für große Schiffe fahrbar sein. Diese Entdeckung beweist, daß einst Völker hier gelebt,

welche einen hohen Grad von Kultur erlangt hatten, und daß daher die in neuerer Zeit vielfach besprochene und angeregte Idee einer Verbindung des atlantischen mit dem stillen Meere über den Isthmus, schon vor uralten Zeiten, und zwar etwas nördlich vom Isthmus, unterhalten worden ist.

* * * Ein neues Werk über Nordamerika hebt einen Charakterzug der deutschen Einwanderer hervor, der für sie sehr rühmlich ist, nemlich daß, wie viele Millionen Deutsche auch schon in den Vereinigten Staaten längst angestiedelt sind und zum Theil die größten Reichthümer sich erworben haben, doch von keinem Einzigen bekannt ist, er habe jemals in Sklaven spekulirt. Der Deutsche vermeidet die Sklavenstaaten, kauft nie selber Sklaven und verstärkt die große Partei der Abolition. —

Christiania. Im Theater entstand bei der Aufführung eines Vaudeville von Ralf Olsen „der Controlleur“ ein so heftiger nicht endender Meinungskampf zwischen Pfeisenden und Klatschenden, daß der Regisseur erklärte, die Lampen würden ausgelöscht werden. Dies geschah, der Kampf dauerte fort.

Debreschn. Vor achtzehn Jahren wußte jeder Zeitungsleser, daß Heinrich Dembinsky an dem kühnen Zuge der Polen in Litthauen hinein Theil genommen und als der größte Theil dieses Heeres vor der russischen Uebermacht unter Gielgud über die preussische Grenze flüchtete, sich mit nur 4000 Mann durch das russische Heer nach Warschau durchgeschlagen, und bald darauf, kurz vor der polnischen Katastrophe, als Generalissimus das ganze polnische Heer befehligt hatte. Seitdem hat er in Frankreich, meist in Paris gelebt. Im April v. J. reiste er über Berlin nach Krakau. Seine jugendlichen Söhne, die er in Deutschland hatte erziehen lassen, waren bereits nach Polen voraus ohne weitere Instruction, als daß er sie überall zu finden erwartete, wo Polen für ihr Land kämpften. Er selbst schien kaum auf mehr zu hoffen, als auf ein Soldatengrab in der polnischen Erde. Die mythischen Propheten, die unter der polnischen Emigration bekanntlich ein großes Wort führen, hätten gemeint, es sei noch nicht Zeit. Für ihn sei es immer Zeit, wenn in Polen Leben sich rege. — Der rüstige Greis, ein Marschall Vorwärts nach Sinn und äußerer Erscheinung, dem auch ein tieferer Sinn für Familie und stille Sitte inwohnt, als man ihn bei slawischen Großen voraussetzen pflegt, gehört nicht zu den abenteuernden Lanz-

knechten, denen es gleich ist, ob sie für Ali Pascha oder für Cabrera den Säbel führen, wie deren manche auch aus der polnischen Emigration hervorgegangen sind. Wo er kämpft, da glaubt er sicher für sein Vaterland zu kämpfen.

Dresden. Armenstatistik:

In Rußland kommt	1 Armer auf	89 Bewohner,
= der Türkei	= 1	= 60
= Spanien	= 1	= 25 $\frac{1}{2}$
= Preußen	= 1	= 25
= Schweden	= 1	= 23
= Dänemark	= 1	= 22 $\frac{3}{4}$
= Oesterreich	= 1	= 22 $\frac{1}{4}$
= Italien	= 1	= 21
= Portugal	= 1	= 20
= Deutschland	= 1	= 18
= Frankreich	= 1	= 17 $\frac{1}{2}$
= der Schweiz	= 1	= 9 $\frac{1}{4}$
= Niederlanden	= 1	= 6
= England	= 1	= 5

Frankfurt a. M. Von der satyrischen Reimchronik des Pfaffen Maurizius ist das zweite Heft erschienen. Wir geben daraus das nachfolgende Kaiserlied zum Besten:

Der Kaiser soll nicht erblich sein,
 Der Kaiser soll nicht sterblich sein,
 Und auch nicht lebensdauerlich,
 Und gar sechsjährig — schauerlich!
 Der Kaiser soll nicht wählbar sein
 Und nicht vom Volkshaus quälbar sein,
 Der Kaiser soll nicht unendlich sein
 Und auch nicht präsidentlich sein —
 Was soll er sein, was soll er sein?
 O Gott vom Himmel steh darein.
 Der Kaiser soll kein Märker sein,
 Er soll auch kein Berserker sein;
 Er soll, als Andere, nicht stärker sein.
 Er soll kein halber Slave sein,
 Der Kaiser soll kein Baier sein,
 Er soll kein gestickter Dreier sein.
 Der Kaiser soll kein Sklave sein,
 Der Kaiser soll kein Freier sein:
 Was soll er sein, was soll er sein?
 O Gott vom Himmel steh darein.
 Er soll ein Kaiser auf Miethen sein,
 Er soll eine bloße Mythe sein,
 Das wird von besonderer Güte sein —
 Ein Kaiser der Verständigung,
 Ein Kaiser beliebiger Endigung,
 Und ohne Prinzipversündigung,
 Ein Voigtischer Kaiser auf Kündigung —
 Das soll er sein, das soll er sein!
 Ein Kaiser auf Kündigung soll er sein!

Hamburg. Der verstorbene Bankier Salomon Heine in Hamburg hatte eine Stiftung fundirt, um armen, aber rechtlichen und strebsamen Handwerkern und Handelsleuten durch ein zinsensfreies Darlehn, das sich bis auf 2000 Mk. belaufen kann, zur Betreibung ihres Geschäfts behilflich zu sein. Nach Paragraph 4 der Stiftungsurkunde soll diese Wohlthat sich bis zu dem Tage nur auf die israelitischen Gemeindeangehörigen beschränken, an welchem die beengenden Schranken fallen werden, die den Juden die Wege des Fortkommens mehr als den übrigen Einwohnern erschweren und schwer auf ihnen lasten. Diese Schranken sind nun gefallen, und Karl Heine, Sohn des Testators, hat den Stiftungsfond um 100,000 Mk. Bko. vermehrt, die bereits der Administration der Stiftung überwiesen sind, welche zur Anzeige bringt, daß vom Jahre 1850 an sowohl Christen als Juden bei der Vertheilung der Darlehen in gleichem Maße berücksichtigt und Christen mit zur Verwaltung hinzugezogen werden sollen.

Jena. Der berühmte Philolog Friedrich Jacobs, der im Jahre 1847 in einem Alter von 83 Jahren gestorben ist, hinterließ eine Bibliothek, welche die ausgezeichnetste sein mag, die je ein Gelehrter gesammelt hat. Vorzüglichem Werth besitzt dieselbe auch in den Handschriften des Verstorbenen selbst, unter denen sich außer vielen kostbaren Studien auch vieles Politisches befindet, das der Verfasser während seines Lebens zu publiciren nicht wagte. Auch der Briefwechsel enthält sehr Bemerkenswerthes.

Konstantinopel. Bosco schnitt zwei Hammeln die Köpfe ab und zauberte den weißen Kopf auf den Rumpf des schwarzen Thieres und umgekehrt. Der Sultan verlangte das Experiment auch an zwei Sklaven, einem Weißen und einem Neger. Es gelang. Der Mohr hat nun einen weißen Kopf, der Weiße ein Negerhaupt, beide aber sind zum Entzücken für Major Misewandt ganz schwarzweiß. Der Preußenverein in Berlin und das Junkerparlament sollen Bittschriften an den Sultan gerichtet haben, des Inhalts: Se. türkische Hoheit möge die beiden schwarzweißen Männer ihnen überlassen. Die Antwort des Padischah ist in Berlin noch nicht bekannt.

London. Von Bennet Woodcroft ist eine „Skizze über den Ursprung der Dampfschiffahrt“ herausgekommen. Die Frage ist bekanntlich sehr bestritten. Frankreich verlangt die Ehre für Jouffroy, Spanien für Blasco de Garay, England für Hulls, Schottland für Bell, Ame-

rifa für Fulton. Was es mit den beiden ersten für eine Bewandniß haben mag, müssen wir dahingestellt sein lassen; es scheint, daß beide, namentlich aber der Spanier, die Grundideen der Dampfsschiffahrt richtig erfaßt hatten; was aber die genannten Engländer und Amerikaner betrifft, so kommt ihnen die Ehre der Erfindung unterschieden nicht zu, sondern den drei Schotten Miller, Taylor und Symington, die im Jahre 1788 ihre Experimente begannen und bis in dies Jahrhundert hinein fortsetzten. Wooderost hat die Originalzeichnungen von Miller's Schaufelboot, Symington's Dampfkessel, und dem ursprünglichen Dampfboot, wie es alle drei erbauten, mitgetheilt.

* * Believe as you list — Glaubt, so viel Ihr wollt — ist der Titel eines Trauerspiels von Philipp Massinger, dem Zeitgenossen Shakespeare's und Verfasser des „neuen Mittels, alte Schulden zu bezahlen“, welches schon am 6. Mai 1631 aufgeführt, aber erst jetzt gedruckt worden ist. Das Manuscript galt lange Zeit für verloren und wurde zufällig unter einer Masse alter Papiere aufgefunden.

New-York. Vier Wochen nach dem Berliner Aufstande: Deutsches Theater in Mayer's Concert-Halle, Montag, den 17. April 1848. Große Extra-Vorstellung. Zum ersten Male: „Die Revolution in Berlin im März 1848“, großes romantisches Schauspiel, bearbeitet nach den neuesten europäischen Berichten und Privatbriefen, von H. Hugo. — Als ferner bemerkenswerth: Deutsches Schauspiel im Baurhall Salon-Theater, Montag, den 17. April 1848. Zum ersten Male: „Eola Montez, oder: Die Revolution in München“, komisches Genrebild, bearbeitet nach geheimen Papieren und öffentlichen Privatnachrichten. Scene: in München.

Paris. Ein neues Journal mit dem Titel: „Tribune des Peuples“ erscheint hier. Gründer ist ein Pole, der hier in Paris als Flüchtling lebt. Haupt-Redacteurs sollen Michelet und Cyprian Robert sein.

* * La Tribune des Peuples hat Mickiewicz, Quinet, George Sand, Mazzini der Jüngere, Herwegh, Ramon de la Sagra, Herzen,

Sassonow, Haug, Teleki, Pulski, Tausenau als Mitarbeiter; von welchen der russische Schriftsteller Herzen besonders hervorzuheben, weil wir von seinem durchdringenden Verstande die wahrsten und freiesten Anschauungen des der Fremde abgeschlossenen russischen Reichs erwarten können. Gewiß ist Herzen unter den lebenden russischen Schriftstellern der bedeutendste. In der Einöde der Verbannung reiste er vom Jünglinge zum Mann, vom russischen Aristokraten zum Menschen und Europäer. Der reiche Russopole Graf Branizki schickte der Redaction der tribune des peuples einen inhaltschweren Artikel ein — 60,000 Franken, welche er den Unternehmern schenkt. Branizki war Oberst und Flügeladjutant des Kaisers Nikolaus. Er nahm Urlaub und kam nach Paris. Russische Spione sahen ihn oft bei Sozialisten, Banketts und Clubs, sie berichteten es dem Kaiser und dieser ließ ihm durch den Gesandten befehlen, gleich heim zu kommen. Oberst Graf Branizki antwortete, daß er vorläufig in Paris bleiben werde. Er opfert mit diesem Ungehorsam mehr als vier Millionen Silberrubel von seinem Vermögen, welche nach russisch despotischer Willkür als unbewegliches Gut an Kronünstlinge verschenkt werden. Sein bewegliches Vermögen, etwa sechs Millionen, hatte er vorher gerettet.

Posen. Hier erscheint seit Januar ein Witzblatt: „Die ägyptische Finsterniß“, welches sich einer sehr großen Verbreitung erfreut und besonders die den Polen so feindlichen bürokratischen Bestrebungen mit scharfem Witz bedeckt.

Rom. In vielen Städten Italiens ist der Jahrestag der französischen Revolution gefeiert worden. In Rom wurde der Capitolthurm erleuchtet und der „Volksclub“ zog mit seiner Fahne vor das (leerstehende) Gesandtschafts-Hotel. Ein Franzose hielt dort eine Rede, welche stürmisch applaudirt wurde. Er versprach, die große Nation werde nicht eher ruhen, als bis der letzte Deutsche in Italien niedergeschlagen sei. Zu dem Worte „Fedeſco“ stellte indeß eine Stimme aus dem Haufen das Amendement „Austriaco.“

J. Laſker.

Verantwortlicher Redacteur: Robert Schmieder.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.